

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 2

Artikel: Auf Ende jeden Monats kommt der gelbe Postcheckbrief
Autor: P.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf Ende jeden Monats kommt der gelbe Postcheckbrief

«Ich bitte Sie, mir inskünftig meinen Monatslohn per Postcheck anweisen zu wollen. Meine Postchecknummer lautet ...» So schrieb ich vor einigen Jahren meinem Chef. Diese Massnahme erfolgte ohne jede Hoffnung auf zusätzliche Nebeneinnahmen und war daher im Grunde unbegründet. Ob wohl der Chef irgendeinen Verdacht schöpfte und deshalb seither keine Lohnerhöhungen mehr bewilligte? Doch dies nur nebenbei. Ich muss ja vor allem nun erklären, warum ich ein Postcheckkonto eröffnete. Weil ich zu Beginn des Monats überhaupt kein greifbares Geld in Form von Banknoten mehr sehen wollte. Da waren immer zwei hoffnungslos unvereinbare Grössen auf meinem Schreibtisch. Auf der einen Seite das Bündelchen von frisch eingetroffenen Banknoten — und dicht daneben ein Berg von unbezahlten Rechnungen. Das Banknotenbündelchen verschwand im Nu, verflüchtigte sich in ein Nichts oder vielmehr in lauter grüne Einzahlungsscheine. Die Summe der gewissenhaft eingesetzten Zahlen entsprach regelmässig der Summe meines Monatslohnes. Dieses peinliche Gefühl, von meinem Lohn überhaupt nichts zu haben, wollte ich loswerden — deshalb eröffnete ich ein Postcheckkonto.

Und tatsächlich, ich hatte mich nicht getäuscht. Von nun an verschonte mich das Geld mit seinem Anblick. Das Dasein wurde einfacher und bequemer. Vorbei das lange Warten vor den Postschaltern mit der Anschrift «Einzahlungen», wo die Menschen so um den dreissigsten herum Schlange stehen. Welch erhebendes Gefühl, nie mehr vom Schalterbeamten einen Tadel empfangen zu müssen, wenn trotz dreifacher Nachprüfung etwas nicht stimmte oder gar das Total auf dem persönlichen Kontrollzettel mit dem auf der Additionsmaschine errechneten Betrag nicht übereinstimmte. Der Inhaber eines Postcheckkontos wird viel respektvoller behandelt als der gewöhnliche Einzahler am Schalter des Postbüros. Man macht dich höflich auf einen allfälligen Irrtum aufmerksam, natürlich schriftlich, denn im Postcheckver-

kehr besteht ja Portofreiheit (wobei allerdings dann hin und wieder kleine Abzüge erfolgen).

In den ersten Tagen meines neuen Kontos war es eine Lust zu leben. Mit der Zeit musste ich mir allerdings eingestehen, dass sich meine Situation nicht finanziell, sondern höchstens moralisch-psychologisch besserte. Schon nach einem Monat wurde ich wiederum vom Postcheckamt angefragt, ob ich meinen Vorrat an Checkbüchern, Girozetteln und Briefcouverts zu ergänzen wünsche. «Ordnungshalber» teilte ich mit, dass ich voraussichtlich noch bis Jahresende genügend versorgt sei. Seitdem blieben solche Anfragen aus, sie waren auch nicht notwendig, denn ich benütze immer noch mein erstes Checkbuch.

Pro Monat trifft nur ein einziges Mal ein unfrankierter gelber Brief vom Postcheckamt bei uns ein. Sein Inhalt, der grüne Girozettel, verzeichnet seit Jahren auf den Fünfer genau die gleiche Summe — das finanzielle Ergebnis meiner Monatsleistung. Meine Frau und ich können begreiflicher- und natürlicherweise den feierlichen Moment, da der gelbe Brief im Kasten liegt, kaum erwarten. Gewöhnlich ist es der achtundzwanzigste, und wenn er ausnahmsweise am neunundzwanzigsten eintrifft, dann wird der oder die Seufzende rücksichtsvoll gefragt: «Woran denkst du?» — «Oh, nichts Besonderes», lautet dann die Antwort. In Wahrheit denken wir beide dasselbe. Wir erinnern uns an eine ferne, verklungene Zeit, da wir auch klopfenden Herzens zwanzigmal im Tag zum Briefkasten rannten. Doch damals hielten wir nicht Ausschau nach einem gelben, unfrankierten, äusserlich so nüchternen Brief, sondern nach einer Enveloppe von rosaroter oder violetter Farbe. Und wir lasen, während wir uns mit jugendlichem Optimismus die Zukunft in den schönsten Farben aufmalten, etwa ein Bekenntnis folgenden Inhaltes: «Wenn ich auch vorderhand noch nicht viel verdiene, so wird uns eine grosse und starke Liebe über alles hinweghelfen. Darauf und nur darauf kommt es im Leben an ...»

P. M.

Redaktion: Dr. Ernst Oberhänsli, Zürich 1, Hirschengraben 56. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstrasse 19, Zürich. — Telephon 32 35 27 / 24 28 24.